

Heekerens, H.-P.: Ergebnis- und Prozessforschung in der Erlebnispädagogik. Was man weiß, was man wissen sollte. In: erleben & lernen 3-4/2013, S. 41-45

Hildmann, J.: Simple things. Grundgedanken und Hintergründe. In: erleben & lernen 3-4/2015, S. 4-7

Knauf, A.; Schulze-Krüdener, J.: Kompetenzen in der Sozialen Arbeit. Hamburg 2014

Kolleck, B.; Mantey, C.: Wie gut bereitet das Studium auf den Beruf vor? Eine Befragung von ehemaligen Studierenden der Sozialen Arbeit. In: Soziale Arbeit 2/2005, S. 63-67

Mastalerz, D.; Brünner, A.: Sicherheit und Risiko in der Erlebnispädagogik. Freiburg im Breisgau 2012

Mayring, P.: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim und Basel 2008

Michl, W.: Erlebnispädagogik. München und Basel 2011

Ohling, M.: Erlebnispädagogische Weiterbildung. Verändern sie die berufliche Identität von SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen? In: FORUM sozial 3/2015a, S. 49-53

Ohling, M.: Soziale Arbeit und Psychotherapie. Veränderungen der beruflichen Identität von SozialpädagogInnen durch Weiterbildungen in psychotherapeutisch orientierten Verfahren. Weinheim und Basel 2015b Paffrath, F.H.: Einführung in die Erlebnispädagogik. Augsburg 2013

Schiersmann, C.: Berufliche Weiterbildung. Wiesbaden 2007

Spiegel, H. von: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Stuttgart 2013

Vetter, H.-W.: Individualisierung und Selbstinstrumentalisierung von Existenzstrukturen und Tendenzen moderner Erwerbsbiographien. In: Franz, H.W.: 22. Deutscher Soziologentag 1984: Beiträge der Sektions- und Adhoc-Gruppen. Opladen 1985

DIE EVOLUTION DES SOZIALEN

Eckart Nebel

Zusammenfassung | Der Mensch als das Tier, das WIR sagt, setzt eine lange Entwicklung voraus. Um diese beschreiben zu können, ist es sinnvoll, sich an die Ursprünge zu begeben. Das gilt sowohl für die phylogenetischen Anfänge menschlicher Kultur vor sechs Millionen Jahren als auch für die ontogenetischen Anfänge, in denen seither aus jedem neugeborenen Säugling ein Teilhaber am sozialen Leben wird. In der Untersuchung dieser Anfänge stellt sich auf beiden Feldern heraus: Der Schlüssel, der in der Geschichte des Menschen als Gattung wie auch in der Geschichte jeder einzelnen Person die Tür zu dem öffnet, was den Menschen ausmacht, ist Kooperation.

Abstract | Since man is the first animal to express the term WE, one must assume that the human being has come a long way on the path of evolution. In order to describe this process, one has to go to its roots. This includes both the phylogenetic or developmental beginnings of the 6-million-year-old human culture, as well as its ontogenetic origins since each newborn develops into a participant in society. In exploring these origins, it emerges that the key that opens the door to what it means to be human, whether in human history as entire species, or as individual being, is cooperation.

Schlüsselwörter ► Anthropologie
► Biologie ► Evolution ► Sozialverhalten
► Kooperation ► Theorie

Einleitung | In „Das Soziale in der Evolution“ (Nebel 2016) versuchte der Verfasser, neuere Ergebnisse der Evolutionswissenschaften in den sozialwissenschaftlichen Diskurs einzubringen. Wie dort bereits ausgeführt wurde, stellen Natur und Kultur zwar keine unvereinbaren Gegensätze dar, können aber auch einander nicht gleichgesetzt werden. Die Dimension des Sozialen war der entscheidende Wendepunkt, an dem schon vor etwa zwei Millionen Jahren in frühmenschlichen Kulturen aus dem evolutionären Prinzip

der Konkurrenz aller Lebewesen die Möglichkeit von kollektiver Kooperation entstand. Ein Blick auf die Basisvorgänge, die menschliche Kultur überhaupt erst möglich werden ließen, kann das Selbstverständnis Sozialer Arbeit immens erweitern. Diese Hinwendung zum evolutionären Ursprung menschlicher Kultur nimmt das Phänomen der sozialen Kognition und seine rasante Differenzierung seit den Anfängen in den Blick und öffnet die Perspektive auf den Menschen als das Wesen, das WIR sagen kann – mit allen damit verbundenen Implikationen. Jedes WIR hat neben dem öffnenden und partizipativen Charakter, in dem sich das Individuum hin zur Gruppe öffnet und mit den Anderen gemeinsame Intentionen und Konventionen teilt, auch einen ausschließenden Aspekt, in dem sich die Konstitution eines WIR mit der Abgrenzung zu einem IHR verbindet (Schmid 2005, S. 73).

Wo diese Grenzen gezogen werden, hängt vom jeweiligen Zusammenhang ab. Universalismus als Gebot der Stunde in Zeiten einer Weltrisikogesellschaft (Beck 2007, Beck 2017) bleibt ein wichtiger Anspruch, gerade auch angesichts des grassierenden atomistischen Individualismus, in dem Kooperation und Verhandlungsbereitschaft als naiv und zum Scheitern verurteilt gesehen werden. Hier soll der Versuch unternommen werden, die Fähigkeit zu Kooperation und prosozialem Verhalten als Grundlage der spezifisch menschlichen Sozialität zu identifizieren. Das große WIR eines von allen geteilten Menschheitsschicksals erscheint aus der historischen Perspektive, in der die Exklusion nach außen ebenso wie die Partizipation nach innen alle Arten von sozialen Gruppen bestimmte, als im wahrsten Sinne des Wortes notwendiges Ziel. Auch wenn sich die beim Menschen stark ausgeprägte Ingroup-Outgroup-Mentalität in jeder Kindergarten- und Schulgruppe genauso beobachten lässt, wie sie jedem wachen Leser einer Tageszeitung entgegen springt, soll hier keine „menschliche Natur“ postuliert werden, die den Menschen in den engen Rahmen seiner evolutionären Herkunft einsperrt und diesen als naturgegeben und damit unveränderbar hinnimmt. Im Gegenteil wird der Versuch unternommen, die Ursprünge des Sozialen aus der Fähigkeit zur Kooperation herzuleiten und damit den humanistischen wie auch systemischen Grundannahmen, die mittlerweile zum Kanon Sozialer Arbeit gehören, eine empirisch abgesicherte, aber auch philosophisch-anthropologisch eingeordnete Grundlage zu geben.

Eine Sozialtheorie, die es gewohnt ist, das Soziale vom Individuum her zu denken, gehört vom Kopf auf die Füße gestellt: Erst die Sphäre des Sozialen lässt Individuen entstehen. Wir sind immer schon vernetzt. „Das menschliche Denken ist grundsätzlich kooperativ“ (Tomasello 2014, S. 9).

Phylogenese – Der Prozess der Menschwerdung, erklärt aus der Naturgeschichte |

Wenn wir die Suche nach den Ursprüngen des Sozialen und damit nach dem Prozess der Hominisation beginnen, sind wir sofort mit einer Unschärfe konfrontiert: Es gibt eine prinzipielle Schwierigkeit zu bestimmen, ab welchem Entwicklungsstadium man nicht mehr vom Tier, sondern vom Menschen spricht. „Deshalb haben zwar Menschen Geburtstag, nicht aber der Mensch“ (Wulf 2004, S. 39). Gemeinhin wird die Herausbildung von Sprache als Merkmal herangezogen, um den Menschen vom Tier zu unterscheiden. Hier soll nun der Versuch unternommen werden, die Basisvorgänge, die den Menschen auf einen evolutionären Sonderweg geschickt haben, anhand spezifischer vorsprachlicher Fähigkeiten zu identifizieren. Diese Fähigkeiten bestehen darin, gemeinsame Absichten zu formen, eine gemeinsame Ausrichtung der Aufmerksamkeit zu entwickeln und mit kooperativen Motiven ein gemeinsames Ziel zu verfolgen. Im fließenden Übergang von unseren Primatenahnen zum Menschen ging es nicht um die Entwicklung von Sprache und Symbolen, sondern „es ging vor allem darum, den Gruppenzusammenhalt zu stärken, die gemeinsame Ausrichtung der Aufmerksamkeit zu erlernen und soziale Strukturen aufzubauen, die derartige Austauschprozesse innerhalb der Spezies fördern und unterstützen können“ (Donald 2008, S. 264).

Wie konnte sich diese spezifische Art von sozialer Umwelt evolutionär entwickeln, in der kooperatives Verhalten für das Individuum vorteilhaft war? Diese Fragestellung lässt sich nur mit einem Erklärungsansatz angehen, der Biologie und Anthropologie, Sozialwissenschaften und Philosophie miteinander verbindet. „Menschwerdung ist ein zeitlicher, ein historischer Prozess, in dem sich ‚natürliche‘ und ‚kulturelle‘ Elemente in unauflösbarer, einander bedingender Weise durchdringen“ (Wulf 2004, S. 39). Donald spricht in diesem Zusammenhang vom menschlichen Geist als einem „Hybridprodukt“ aus Biologie und Kultur (Donald 2008, S. 11).

Allgemein wird angenommen, dass sich vor sechs Millionen Jahren die Abstammungslinie der Hominiden von den anderen Primaten trennte. Vor zirka zwei Millionen Jahren entstanden dann Vorformen des *Homo sapiens* (*Homo erectus*); die moderne Form des *Homo sapiens sapiens* existiert seit 500 000 Jahren. Das Rätsel der Entstehung von Kulturen besteht nun darin, dass sich in diesem relativ kurzen Zeitraum keine grundlegenden biologisch-genetischen Unterschiede entwickelt haben können, die eine rein naturalistisch-reduktionistische Erklärung erlauben (*Nebel* 2016, S. 85 ff.). Diese Zeitspanne ist aus evolutionärer Sicht für die Entwicklung einer eigenen Art mit derart signifikanten Unterschieden zu ihren Vorgängern viel zu kurz. Trotz der aus menschlicher Perspektive langen Zeitspanne von sechs Millionen Jahren teilen wir 97,5 Prozent des genetischen Materials mit den Schimpansen (*Tomasello* 2002, S. 14). Was macht den kleinen Unterschied aus, der den großen Unterschied ausmacht?

Die sogenannte kumulative kulturelle Evolution ist ein Erklärungsansatz, der das Rätsel plausibel löst. Für die Weitergabe des kulturell Gelernten über Generationen hinweg prägte *Tomasello* den Begriff des „Wagenhebereffektes“. Diese Form von Entwicklung operiert auf einer um viele Größenordnungen schnelleren Zeitskala als die Prozesse der organischen Evolution. „Der Vorgang kumulativer kultureller Evolution erfordert nicht nur Erfindungsgabe, sondern auch und ebenso sehr zuverlässige soziale Weitergabe, die ähnlich wie ein Wagenheber das Zurückfallen verhindern kann, so daß das gerade erst erfundene Artefakt oder die soziale Praktik die neue und verbesserte Form einigermaßen zuverlässig beibehält, bevor eine weitere Modifikation hinzukommt“ (*Tomasello* 2002, S. 16). Zwei kooperative Prozesse halten den Effekt in Gang:

▲ Menschen betreiben untereinander eine aktive Wissensvermittlung. Sie bringen einander etwas bei und sie schränken dieses Verhalten nicht auf Verwandte ein, wie einige Tierarten, die auch Instruktionen weitergeben.

▲ Menschen imitieren einander, passen sich in einer Gruppe aneinander an und bilden auf diese Weise eine kollektive Identität in der Gruppe: Sie sagen WIR. Es bilden sich gemeinschaftlich vereinbarte Konformitätsnormen und die Mitglieder der Gruppe achten aktiv auf deren Einhaltung (*Tomasello* 2010, S. 12).

Durch die Ansammlung und Weiterentwicklung von Artefakten und sozialen Praktiken in der menschlichen Kultur wächst jedes neugeborene Kind in eine gestaltete menschliche Welt hinein und reagiert darin sowohl auf Beziehungsangebote als auch auf Dinge. Welch fundamentaler Unterschied durch den Wagenhebereffekt existiert, wird bei einem Blick auf unsere nächsten Verwandten deutlich: „Jeder Menschenaffe lernt nur aus dem, was er selbst unmittelbar erfährt. Jede Generation beginnt wieder von neuem, weil das Wissen, das die Alten den Jungen voraushaben, für immer in ihrem Gehirn verschlossen bleibt und mit ihnen stirbt“ (*Donald* 2008, S. 161). Menschen dagegen wachsen in ihrer Kindheit in ein komplexes Gefüge aus Beziehungen und Rollen, in eine Umwelt aus Gegenständen und Praktiken hinein und erhalten auf diese Weise Zugang zu dem Schatz des kulturellen Gedächtnisses, der sich über viele Jahrtausende mit Wissen und Fertigkeiten gefüllt hat. Wir stehen auf den Schultern von vielen Generationen an Überlieferung und Innovationen. Wie oben ausgeführt, lassen sich die Entwicklungsschritte der Hominisation nur in der Verschränkung biologischer und anthropologisch-soziologischer Fragestellungen angemessen beschreiben.

An dieser Stelle stellt sich zunächst die biologische Frage nach der vergleichsweise raschen Zunahme der Gehirnmasse und in diesem Zusammenhang die Frage, welchen evolutionären Vorteil ein solch überproportionales Organ gehabt haben könnte. Es scheint plausibel, dass in der Linie der Hominiden ein Prozess einsetzte, der das einzelne, noch wenig entwickelte Primatengehirn durch schrittweise Modifikationen aus seinem nur von episodischen Erfahrungen geprägten Gehäuse in ein mit anderen geteiltes kognitives Universum führte. Wie aber konnte eine Entwicklung einsetzen, in deren Verlauf es gelang, „einen kognitiven Rubikon, über den keine andere Spezies dieses Planeten je gelangt ist“ (*Donald* 2008, S. 160), zu überschreiten? Um diese Frage zu beantworten, kann das Konzept der „Zone der nächsten Entwicklung“ hilfreich sein, das der russische Psychologe *Lew Wygotski* (1896-1934) für das Lernen von Kindern prägte: Pädagogen machen sich ein genaues Bild davon, was für das lernende Kind im Moment gerade noch knapp außerhalb seiner Fertigkeiten liegt, um dann die Lehrangebote genau hier anzusiedeln. *Donald* sieht in der kognitiven Evolution eine ähnliche Dynamik: „Die Funktionen, die am ehesten auf Selektions-

druck ansprechen, liegen knapp jenseits der Fähigkeiten, über die eine Spezies bereits verfügt“ (ebd., S. 146). Ziel der empirischen Forschung von *Tomasello* ist es, die Bereiche auszuloten, in denen die Fähigkeiten heutiger Menschenaffen gerade noch nicht greifen, die Kinder ab einem bestimmten Alter aber schon bewältigen.

In akribisch ausgefeilten Versuchsanordnungen untersuchen *Tomasello* und sein Team am Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie einerseits, wie Kleinkinder denken und handeln, noch bevor sie über Sprache und verinnerlichte gesellschaftliche Konventionen verfügen, und andererseits, wie „menschähnlich“ sich Affen verhalten können, wenn man sie mit sozialen Aufgaben und Situationen konfrontiert. „Unser Forschungsansatz besteht darin, die Unterschiede zwischen Kindern und Menschenaffen in ihrem sozialen Miteinander und ihrer Kommunikation in relativ überschaubaren Situationen auszumachen“ (*Tomasello* 2010, S. 54). Dabei stellt sich heraus, dass die operative Intelligenz, also das Verständnis von Raum, Mengen und Kausalitäten bei Schimpansen und zweijährigen Kindern ähnlich groß ist – der entscheidende Unterschied liegt in der sozialen Kompetenz. Kleine Kinder sind schon weit vor ihrem dritten Lebensjahr in der Lage, sich in andere hineinzusetzen und mit ihnen gemeinsame Ziele zu verfolgen.

Was kann nun in frühmenschlichen Kulturen die Zone der nächsten Entwicklung gewesen sein? Nahrungssuche ist ein Handlungsrahmen, in dem gemeinsame Ziele, gemeinsame Handlungen und gemeinsame Aufmerksamkeit eine Zwei-Ebenen-Struktur gleichzeitiger Gemeinsamkeit und Individualität schaffen – ein gemeinsames Ziel, aber mit individuellen Rollen. Diese auf ein Du ausgerichtete Form gegenseitiger Beteiligung ist nur bei Menschen anzutreffen. Das Denken in der Zwei-Ebenen-Struktur eines gemeinsamen Ziels und gleichzeitig individueller Rollen setzt voraus, dass es verschiedene Perspektiven auf einen Zielgegenstand der gemeinsamen Aufmerksamkeit gibt. Dazu müssen sich die beteiligten Akteure bewusst sein, dass auch der jeweils andere dasselbe Objekt wahrnimmt, jedoch aus einer anderen Perspektive. Der gemeinsame Hintergrund (Ziel, jeweilige Rollen) stellt die Matrix dar, in der sich dieses Verständnis von Perspektivität entwickelt. „Gemeinsame Aufmerksamkeit steht also

am Beginn des Prozesses, durch den Menschen eine intersubjektive Welt mit anderen aufbauen“ (*Tomasello* 2014, S. 75).

Die radikale Veränderung, die die frühen Menschen von ihren tierischen Verwandten zu trennen begann, lag nicht in den Gehirnen oder Genen einzelner, besser angepasster Individuen, sondern die Entwicklung der spezifisch menschlichen Kultur ist in der Vernetzung der Gehirne begründet: „Die Menschheit stützt sich seit ihren Anfängen auf ‚verteilte‘ Systeme des Denkens und Erinnerns, in denen mentale Prozesse auf viele Nervensysteme aufgefächert sind“ (*Donald* 2008, S. 11). Die Idee einer Vernetzung des verteilten und geteilten Wissens als Erklärungsansatz für das spezifisch Menschliche stimmt mit den Schlussfolgerungen von *Tomasello* überein, „dass die einzigartig menschlichen Fähigkeiten, die den größten Unterschied ausmachen[,] diejenigen sind, die es Individuen der Spezies *Homo sapiens* ermöglichen, ihre kognitiven Mittel sozusagen zusammenzulegen, das heißt, kollektive kulturelle Aktivitäten und Produkte zu bilden und daran teilzuhaben“ (*Tomasello; Rakoczy* 2009, S. 698). Diesen Prozess nachzuzeichnen ist das Anliegen des folgenden Abschnitts, in dem die Spuren der kooperativen Kommunikation von ihren frühen Anfängen bis hin zur Ausbildung komplexer sozialer Institutionen und symbol- und technologiegestützter Kommunikation verfolgt werden.

Soziogenese – Kooperation als Paradigma der kulturellen Entwicklung | Die Suche nach den Ursprüngen der menschlichen Fähigkeit zu Kooperation verfehlt ihr Ziel, wenn sie an den Phänomenen der Sprache und Symbole haltmacht und damit den Unterschied dort bestimmt, wo das Ergebnis einer vorgängigen Entwicklung eigentlich schon gegeben ist. Aus den vorherigen Überlegungen zu den Basisvorgängen, die in proto-menschlichen Gruppen erste Formen einer kooperativen Infrastruktur entstehen ließen, geht klar hervor, dass „Sprache und Kultur nur der ‚Zuckerguß auf dem Kuchen‘ der ultrasozialen Möglichkeiten des Menschen sind, sich kognitiv auf die Welt zu beziehen“ (*Tomasello* 2014, S. 14).

Jede sprachliche Kommunikation braucht einen breiten, gemeinsam geteilten Kontext der Sprechenden. Erklärungsbedürftig ist also weniger, wie Menschen sprachlich interagieren, sondern eher die Tatsache, dass Menschen in der Lage sind, jenseits der

Worte vor einem gemeinsam geteilten impliziten Hintergrund von Absichten, Erwartungen und Konventionen miteinander zu kommunizieren.

Nun ereignet sich die sogenannte nonverbale Kommunikation, in unserer von sprachlichen Konventionen flächendeckend umrahmten sozialen Realität, meist eher begleitend und kommentierend zur sprachlichen Verständigung. Als Beispiel für alltägliche nonverbale Kommunikation führt *Tomasello* die Situation in einer Warteschlange an, in der sich ein Wartender umgedreht hat und von einem weiter hinten in der Schlange Stehenden mit einer Geste aufgefordert wird, sich wieder umzudrehen, um die Lücke, die sich inzwischen in der Schlange gebildet hat, zu schließen. Diese einfache Geste benötigt ein komplexes, gemeinsam geteiltes Hintergrundwissen, welches das Stehen in einer Schlange und die gegenseitigen, allgemein vorausgesetzten Verhaltensweisen dabei betrifft.

Die gemeinsame Nahrungsbeschaffung wurde in der ethnologischen Literatur bei heute noch existierenden Jäger- und Sammlergruppen vielfach beschrieben. Nach *Tomasello* lässt sich eine Abfolge feststellen: Es wird ein gemeinsames Ziel festgelegt, die Rollen werden verteilt und bei Erfolg wird die Ausbeute gemeinsam geteilt. Das Teilen betrifft nicht nur die direkte Verwandtschaft, sondern auch den größeren Umkreis der sozialen Gruppe. „Diese Neigung, die Früchte gemeinsamer Arbeit ‚fair‘ zu teilen, ist bei Menschen besonders stark ausgeprägt; Menschen in fast allen Kulturen haben Normen des Teilens und der Fairness verinnerlicht“ (*Tomasello* 2009, S. 201).

In Gruppen, in denen sich eine solche rudimentäre kooperative Infrastruktur herausgebildet hat, können sich kooperative Handlungen aus dem direkten Zusammenhang gemeinsamer Tätigkeiten wie der Nahrungssuche lösen. Wenn nun ein Individuum versucht, seinen Ruf bei anderen zu verbessern, kann es anderen Informationen anbieten, die für diese relevant sein könnten. Damit entwickelt sich die Kommunikation von der imperativen Zeigegeste zu einer informierenden Botschaft weiter. Die Zeigegeste selber braucht immer den gemeinsamen Hintergrund der Erfahrung, damit der Empfänger die Bewegungen oder Laute des Kommunizierenden als Botschaft versteht und nicht einfach als seltsame Gebärden ohne Zusammenhang interpretiert. Ikonische Gesten, also eine Art von pantomimischer Nachahmung des

Gemeinten, können größere Bedeutungszusammenhänge erschließen. „Belohnt wird das Beherrschen ikonischer Gesten mit der Fähigkeit, effektiver über eine größere Bandbreite von Situationen mit Personen zu kommunizieren, mit denen man weniger Erfahrung teilt“ (*Tomasello* 2009, S. 219). Der Schritt von der Zeigegeste zur pantomimischen Darstellung erweist sich aus dieser Sicht als *der* Ursprung aller weiteren Symbolisierungen, die sich dann in der Entwicklung von Sprache und Schrift differenzieren. Mit zunehmender Abstraktion der Zeichen wird ein Verständnis auch mit weniger unmittelbar gemeinsam geteilter Erfahrung möglich; ein Kontext zweiter Ordnung beginnt sich zu entfalten, in dem die Zeichen selbst gemeinsam geteilter Hintergrund sind.

Ein weiterer Schritt setzt ein, wenn Individuen beginnen, sich darum zu bemühen, von anderen Gruppenmitgliedern positiv beurteilt zu werden. „Mein Überleben hängt davon ab, wie du mich beurteilst“ (*Tomasello* 2014, S. 76). Die Handlung des Individuums soll also bei den anderen einen erwünschten Eindruck hinterlassen. Damit wird rekursiv geschlussfolgert, was eine weitere kognitive Abstraktionsleistung erfordert. Wenn viele Gruppenmitglieder diese Art von sozialer Selbstbeobachtung entwickeln, bildet sich in Gruppen eine erste Form von sozialer Normativität. Das kognitive Modell dieser zweitpersonalen sozialen Beteiligung (ein Ich und ein Du, die Annahmen übereinander anstellen) liefert damit die Infrastruktur gemeinsamer Intentionalität.

„Wenn Menschen anfangen, wirklich hilfsbereit sein zu wollen, um damit ihr Ansehen zu steigern, und sie damit rechnen können, daß andere auch hilfsbereit sein wollen, beginnen sie funktional betrachtet, die anderen freimütig über Dinge zu informieren“ (*Tomasello* 2009, S. 219). In dieser Stufe der Entwicklung reagieren Menschen auf die Aufforderungen anderer und geben selbst Informationen jenseits konkreter gemeinsamer Absichten weiter. *Tomasello* weist darauf hin, „daß in einer Gruppe von Individuen, die zum rekursiven Erkennen geistiger Zustände in der Lage sind und sich zudem um ihren Ruf sorgen – so daß jeder vom anderen weiß, daß er sich um seinen Ruf sorgt –, leicht gegenseitige Erwartungen von Hilfsbereitschaft entstehen konnten“ (*ebd.*, S. 223). Menschliche Zusammenarbeit entstand also aus der gestischen Aufforderung zu helfen und der Motivation, dem zu entsprechen.

Auffordern	Du zu mir	um Hilfe oder Information bitten	Ich will, dass Du etwas tust, um mir zu helfen.
Informieren	Ich zu Dir	Hilfe anbieten, einschließlich Information	Ich will, dass Du von etwas Kenntnis nimmst, weil ich glaube, dass es Dir helfen oder Dich interessieren wird.
Teilen	Wir	Teilen von Emotionen oder Informationen	Ich will, dass Du etwas Bestimmtes fühlst, damit wir Einstellungen beziehungsweise Gefühle miteinander teilen können.

Eigene Übersicht nach *Tomasello* 2009

Eine Gruppe mit einer derart gefestigten Struktur besteht ab diesem Punkt ihrer Entwicklung nicht mehr aus lauter Individuen, sondern ist durch ein Band von gegenseitigen Erwartungen und Annahmen übereinander verbunden. Nun wird es wichtig, dazuzugehören. „In der Sozialpsychologie ist es beispielsweise bekannt, daß eine mögliche Form, Solidarität mit anderen in der Gruppe auszudrücken, darin besteht, sich so wie sie zu verhalten, sich so zu kleiden, so zu sprechen, ähnliche Einstellungen auszudrücken und im allgemeinen so wie sie zu sein“ (*Tomasello* 2009, S. 225). Außerdem gibt es in einer Gruppe aus Subjekten, die miteinander durch Erwartungen und Annahmen übereinander verbunden sind, auch Gründe, andere nicht nur mit hilfreichen Informationen zu versorgen, sondern sie auch an eigenen Gefühlen und Einstellungen teilhaben zu lassen.

Auch wenn wir uns heute in einer vollkommen anderen Umwelt als unsere Urahnen befinden, so lassen sich die oben skizzierten drei Schritte in der Evolution der menschlichen Kommunikation doch als allgemeine Typen von Kommunikationsmotiven verallgemeinern, die auch heute unser Verhalten strukturieren. Aus den vorhergehenden Überlegungen ergibt sich der Befund, dass das, was Menschen miteinander verbindet, nicht geteilte Meinungen oder Normen sind, sondern ein gemeinsames soziales Wissen, welches in eher vorsprachlichen Voraussetzungen gründet. Dieses Wissen ist ein *Wissen-wie*, nicht ein *Wissen-dass* (*Schlicht* 2013, S. 45) ein soziales Know-how, welches wir einfach voraussetzen.

In einer Gruppe, die auf Kooperation beruht, die aber immer wieder neu herzustellen und abzusichern ist, hat das Individuum einen hohen Bedarf an Informationen über die anderen: Wir sind zu Gedankenlesern evolviert. Dazu passt der Befund, dass Men-

schen die einzigen Primaten sind, bei denen das Weiße in den Augen sichtbar ist. Dieser anatomische Unterschied zeigt, neben den meistgenannten Merkmalen wie die Morphologie der Extremitäten und die Größe des Gehirns, dass es an der Trennungslinie der Gattung Homo von den übrigen Primaten ein evolutionärer Vorteil gewesen sein muss, anhand der Augenstellung sehen zu können, wohin und wie jemand schaut. Stellt die Zeigegeste noch ein vergleichsweise großes und äußerliches Signal dar, so ist das Weiße in den Augen ein Schritt zu einer diffizileren Ausdruckssprache, in der nicht nur das Auge selbst, sondern das ganze Gesicht „spricht“.

Auch wenn in einer Gruppe Konkurrenz zugunsten von grundsätzlich kooperativer Kommunikation überwunden wurde, bleibt jedes Individuum auf seinen eigenen Vorteil bedacht, das heißt es kann vorteilhaft erscheinen, Kooperation nur vorzutäuschen oder quasi als „Trittbrettfahrer“ nur für die eigenen Vorteile auszunutzen. Dadurch kommt es zu einer Art von „Wettrüsten“ zwischen Betrug und Entlarvung des Betrugs. Die vielen Hinweise auf Kooperation als Paradigma menschlicher Kultur in diesen Ausführungen sollten nicht missverstanden werden: Gruppenfehden und Machtkämpfe, Lügen und Verrat sind in der kooperativen Kommunikation allgegenwärtig – sie fördern sogar die soziale Intelligenz. „Nach verschiedenen Studien sind Menschen besonders begabt, aus dem Gesichtsausdruck des Gegenübers Lug und Betrug herauszulesen“ (*Illies* 2006, S. 149). Ein Bewusstsein, das diese feinen Unterschiede registrieren kann und die dazugehörigen Beziehungsinformationen zu verarbeiten und zu speichern vermag, muss über ein ständig aktualisiertes Modell der Gruppenstruktur verfügen. Dieses Modell ist auf der Sinnesebene nie direkt und konkret wahrnehmbar und daher abstrakt. Durch ihre hochentwickelte soziale

Kognition haben Menschen ein spezifisches Gespür für kooperative Beziehungen und soziale Ungerechtigkeiten entwickelt. Die Fähigkeit, logisch und abstrahierend zu schlussfolgern, hat genau hier ihren Ursprung. Die Ursprünge des Sozialen stellen sich aus dieser Perspektive als die Ursprünge des logischen Denkens heraus.

Aus dieser Sicht bekommt das Paradigma des „Cogito ergo sum“ eine neue Bedeutungsebene. Cogitare heißt nicht nur denken, ausdenken, ersinnen, sondern auch beabsichtigen, planen. Statt „Ich denke, also bin ich“ könnte es auch „Ich beabsichtige, also bin ich“ heißen. Damit wird die grundsätzliche Bezogenheit des Menschen deutlich, insofern sich individuelle menschliche Absichten ausschließlich vor dem Hintergrund gemeinsamer Intentionalität entwickeln. Wie schon eingangs gesagt: Erst die Sphäre des Sozialen lässt Individuen entstehen. Nun wird deutlich, dass nicht nur die verschiedenen Varianten individualistischer Sozialtheorien vom Kopf auf die Füße gestellt gehören. Auch die von dem Philosophen *René Descartes* erdachte Spaltung in eine *res cogitans* (die Welt der Ideen) und eine *res extensa* (die Welt der Dinge) verblasst, wenn man sich klar macht, dass alle „Dinge“ unserer kulturellen Welt aus einer kooperativen Infrastruktur, also aus gemeinsam geteilten Absichten heraus entstanden sind – es sind immer materialisierte *Ideen*.

Seit den frühen Tagen unserer ersten Vorfahren kreuzt sich der Prozess der Phylogenese mit dem der Ontogenese. Jedes Kind, das seither geboren wird, nimmt an der kulturellen Welt seiner sozialen Umgebung teil und gibt seinen unverwechselbaren Beitrag in diese Welt hinein. Im heranwachsenden Kleinkind verschränken sich sowohl die körperlichen Handlungsformen, Schemata und Bilder als auch ihre symbolischen Bedeutungen in einem Prozess, in dem Natur und Geschichte so wenig voneinander zu trennen sind wie Körper und Kultur. Auch bei der ontogenetischen Spurensuche nach den Ursprüngen des Sozialen in der Entwicklung des Kindes empfiehlt es sich, nicht die späten, kulturell überformten Phänomene von Sprache und sozialer Normierung als Referenzpunkte zu nehmen, sondern die ersten Entwicklungsschritte zu beobachten. Ein genauer Blick auf den Prozess, in dem aus einem reflexhaft gesteuerten neugeborenen Säugling innerhalb von einem Jahr ein Wesen wird, das verständlich auf soziale Reize reagiert

und sich die Grundlagen von Auffordern, Informieren und Teilen scheinbar von selbst angeeignet hat, kann jeder pädagogischen Disziplin wertvolle Hinweise liefern, die sich aus Platzgründen hier nicht ausführen lässt. Auch die Frage, ob es neben der gemeinsamen Nahrungssuche auch die gemeinschaftliche Kinderaufzucht (*Blaffer-Hrdy* 2010) war, die einen Prozess der Entwicklung einer kooperativen Infrastruktur in Gang gesetzt haben könnte, bleibt späteren Ausführungen des Verfassers vorbehalten.

Eckart Nebel ist Theaterregisseur, Sozialarbeiter (BA) und Lehrbeauftragter an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Er arbeitet in der Begleiteten Elternschaft für Menschen mit psychosozialen Unterstützungsbedarf bei COMES e.V. in Berlin. E-Mail: eck.art@gmx.de

Literatur

- Beck**, Ulrich: Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main 2007
- Beck**, Ulrich: Die Metamorphose der Welt. Berlin 2017
- Blaffer-Hrdy**, Sahara: Mütter und Andere – Wie die Evolution uns zu sozialen Wesen gemacht hat. Berlin 2010
- Donald**, Merlin: Triumph des Bewusstseins. Die Evolution des menschlichen Geistes. Stuttgart 2008
- Illies**, Christian: Philosophische Anthropologie im biologischen Zeitalter. Zur Konvergenz von Moral und Natur. Frankfurt am Main 2006
- Nebel**, Eckart: Das Soziale in der Evolution. In: Soziale Arbeit 3/2016, S. 82-89
- Schlicht**, Tobias: Mittendrin statt nur dabei. Wie funktioniert soziale Kognition? In: Breyer, Thimo: Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven. München 2013, S. 45-92
- Schmid**, Hans Bernhard: Wir-Intentionalität. Kritik des ontologischen Individualismus und Rekonstruktion der Gemeinschaft. Freiburg im Breisgau und München 2005
- Tomassello**, Michael: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main 2002
- Tomassello**, Michael: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt am Main 2009
- Tomassello**, Michael; Rakoczy, Hannes: Was macht menschliche Erkenntnis einzigartig? Von individueller über geteilte zu kollektiver Intentionalität. In: Schmid, Hans Bernhard; Schweikart, David P. (Hrsg.): Kollektive Intentionalität. Eine Debatte über die Grundlagen des Sozialen. Frankfurt am Main 2009
- Tomassello**, Michael: Warum wir kooperieren. Berlin 2010
- Tomassello**, Michael: Eine Naturgeschichte des Denkens. Berlin 2014
- Wulf**, Christoph: Anthropologie. Geschichte, Kultur, Philosophie. Reinbek 2004